

Wochenblatt für Wilsdruff

Beilage zu Nr. 57

Sonnabend, den 22. Mai 1915.

Betrachtung zum Pfingstfest.

Der letzte Predigttext am Sonntag Gaudi erzählt uns von dem furchtbaren Verbrechen des Verräters Judas, stellte uns aber Petrus vor als den in sein Apostelamt wieder eingesetzten Jünger und erzählte uns von der Verurteilung des Apostels Matthäus.

Es ist etwas Entsetzliches um das selbstverschuldete Los des Judas; seine Habgier und sein Geiz hatten ihn zum Verräter an seinen Meister gemacht, und als er dann von Gewissensbissen zerrissen hinging, um die 30 Silberlinge den Priestern vor die Füße zu werfen, welche dieselben nicht annahmen, da ist er bei der Buße stehen geblieben und die innere Seelenqual, der Gedanke, daß er keine Vergebung für seine furchtbare Tat finden könne, hat ihn endlich zum Selbstmörder gemacht. Judas ist ein warnendes Beispiel für uns alle. Er kam von der Buße nicht zum Glauben, ihm fehlte das Vertrauen und die Liebe zum Heiland, darüber ging er verloren. Aber auch ein Judas wäre noch angenommen worden und hätte Vergebung gefunden bei Christo, wenn er sich an ihn gewendet hätte, denn es ist keine Sünde so groß, daß sie dem Bußfertigen und Gläubigen nicht vergeben werden könnte, und die Liebe Gottes ist abgrundtief, daß sie alle, auch die große Schuld verhängt. Welch ein großer Trost liegt darin für uns alle! Wir brauchen nie zu verzagen und zu verzweifeln in aller Sünden: er, bei allem Schuldbewußtsein: Jesus nimmt die Sünden an und läßt niemanden hinaus. Das hatte Petrus gewußt! Er haßte auch den Herrn verleugnet aus Menschenfurcht, er hat dreimal geäußert: auch ihn ergreift, als der Herr sich umdrehte und ihn ansah, bittere Reue, denn es heißt: er ging hinaus und weinte bitterlich. Aber als der Herr auferstanden war, finden wir Petrus im Kreise seiner Jünger, er war also nicht in Verzweiflung zu Grunde gegangen, sondern kam zu Jesus und nun folgt jene wunderbar liebliche Geschichte, wie der Herr den Petrus zum Bischof ernannte. Simon Johanna, hast du mich lieb, ihn in Gnaden wieder annahm und in sein Amt wieder einsetzte. Wir müssen an Petri Geschichte lernen, daß ein gläubiger Christ, der zum Heiland kommt, niemals verloren gehen kann, und daß stets zur Buße der Glaube kommen muß, denn ohne Glaube ist es unmöglich, Gott gefallen und Vergebung zu erlangen. Aber auch ein dritter Vorgang wird uns erzählt: Die Verurteilung des Matthäus, die der Apostel Petrus ganz in die Hand Gottes legte, indem er betete: Herr, aller Vergehen Sünder, zeige an, welchen du erwählt hast. Gott erwählt und beruft aber durch seinen heiligen Geist. Dieser ist, der Lebensführung, Wort Gottes und Sakrament zur Verurteilung benutzt. Durch sie hat er bei uns allen schon angeklopft und uns zugerufen: Laß dich verfühnen mit Gott. Der Herr weiß, was im Menschen ist, er kennt, was für ein Gemächte wir sind; er weiß, der Eine ist nur durch Leid auf den rechten Weg zu bringen, der Andere durch sonstige Lebensführung, so ordnet er demnach der Menschen Lebensgang und sucht sie zu sich zu ziehen aus lauter Güte; vor allem aber klopft der heilige Geist bei uns an durch sein Wort; in der Bibel, wenn wir sie lesen, in der Predigt, wenn wir sie hören, in der Schule, wenn gläubige Lehrer sie lehren, im heiligen Abendmahl, wenn wir bußfertig und gläubig kommen, wie er uns ja schon zu seinen Jüngern gemacht hat durch die heilige Taufe und uns durch unseren Taufnamen, wenn wir damit gerufen werden, eine fortwährende Nahrung gibt daran, welche heilige Verpflichtung wir mit unserer Taufe und Konfirmation übernommen haben. Die Pfingstglocken läuten diese Verurteilung uns wieder ins Herz hinein. Pfingsten im Atrium! O wie hat unser Volk es jetzt nötiger, als je,

sich auf seine Gottesfurcht zu besinnen und durch seinen heiligen Geist Kraft, Mut, Begeisterung, Glaube, Liebe, Hoffnung schenken zu lassen, durch die allein wir Leberwinder und Sieger bleiben können in allen inneren und äußeren Kämpfen, die uns bestimmt sind. O daß der Pfingstgruß mächtig durch unser Volk wehen möge und die Herzen derer, die drinnen und draußen sind, erfüllen möge, daß wir ein starkes, gläubiges Volk, mit dem darum Gott ist, unbesiegt bleiben.

Wovon der Mensch nicht alles wird im Kriege.

Sehr geehrte Redaktion!

Ich möchte mich augenblicklich gerade einen Verwandlungskünstler nennen. Heute mittag war ich glücklicher Bewohner eines polnischen Herrenhauses, also Salonmenschen, sah im Salon am Flügel und am tuchbeschlagenen Schreibtische auf Plüschstühlen, wusch mich in kostbarer Porzellan-Suppenterrine, und heute abend bin ich Hühlerdär, Waldmensch oder wie ich mich ähnlich nennen soll. Zuerst soll ich mal der Waldmensch vorstellen. Ich bin nämlich hier im Walde auf Vorposten und wohne mit meiner Wache in einem Unterstande. Aber so idyllisch wie der Name klingt, ist in unserer Erdhöhle denn doch nicht; wer die Ansprüche nicht gar zu hoch stellt, könnte unseren Unterstand wohl gar als Waldvilla bezeichnen. Ich esse am Tische auf selbstgezimmerter Bank, über mir hängt die traute Petroleumlampe, sie macht ein trübes Gesicht wie all die Menschen, die Tag für Tag die Verwüstung des Krieges sehen müssen. Sie stammt aus dem hinter uns liegenden, arg zerstörten Dorfe; heute abend haben wir noch eine weitere Bank mitgebracht, Regel und Kochtopf ist auch requiriert worden. Wenn wir noch lange hier bleiben, bekommen wir jedenfalls bald eine ganze Wohnungseinrichtung zusammen in unserer Villa. Ob sie freilich vor dem prächtigen Kaminfeuer in Bezug auf Sauberkeit etc. standhält, ist eine andere Frage. Es ist mäßig warm in unserer Kammer, ein nicht mehr ganz neuzzeitlicher, etwas baufälliger Ofen verbreitet angenehme Wärme. Meine Wachen verstehen es auch, dem Schanzkünstler nicht nur einen guten Kaffee, Tee und Kakao abzurufen, sondern er auch uns noch ganz andere Dinge herzuzaubern. Neulich gabs als Mittagsmenu: Krebsfluppe, ganze Kartoffeln mit Leberwurst, Bratkartoffeln mit Ei (Ich kann mir denken, daß da manchem Vesper ob solcher Schwelgerei das Wasser im Munde zusammenläuft.) Der Tisch ist immer bedeckt, Staatsdiener von großer Ausdauer behaupten das Vorrecht an der Benutzung zu haben und wollen eine andere Beschäftigung nicht auskommen lassen. Hier haufen wir nun die 4. Nacht, d. h. allemal mit einem Tage Unterbrechung. Der erste Tag war ein sonniger Frühlingstag, die Waldvilla war leer, der Staatsdiener mit seinem flebrigen Anzuge stand unter einer Kiefer, alle Nichtspieler sonnten sich. Man hätte denken mögen, man wäre in der Sommerfrische, wenn nicht die Kanonen ab und zu ihren ehernen Mund geöffnet hätten, und wir haben ziemlich großmütige hier, 15 am Wandbänke; soweit wird nach dem Arriège der größte Stammisch-Strategie-berichterstatte den Mund nicht aufbringen. Der 2. Wochtag war ein kalter, regnerischer Tag, dem eine ähnlich grauhige Nacht folgte. Wohl zehnmal bin ich in dieser Nacht zu meinem Posten getürrt, denn bald schossen die, bald die nahen Russen, zum Glück nur auf Weissenfer. Der 3. Nacht war ruhig, nur „Anallmay“ ließ sich ab und zu hören (So nennen meine Kameraden den russischen Posten, der regelmäßig 1 bis 2 Schüsse abgibt, wahrscheinlich um zu zeigen, daß er noch munter ist). Der Nacht-

dienst ist ja beim Vorpostendienst der anstrengendere, denn der Ruffe kommt nur nachts, am Tage ist Ruhe und selten ein Ruffe zu sehen.

Nun der Herrenmensch im Herrenhause zu P. (Der Name des Nestes tut nichts zur Sache; um einen solchen Namen auszusprechen, möchte man 6 mal niesen, 6 mal husten, 4 mal mit dem Kopfe nicken, und dann heißt man sich immer noch in die Junge. Zur Liebung: Strzegowo, Mdejwo, Krzymki.) Der Weg zum Herrenhause ist gefährlich, besonders jetzt, wo der Frost aus der Erde kommt. Neulich wollte ich die Straße überschreiten, dabei versank ich bis an die Knie, 3 Kameraden zogen mich unter dem Jubel der anderen aus der Versumpfung. — Das Herrenhause ist ganz neu gebaut, aber arg zerstört und soweit man aus den spärlichen Leberresten schliefen kann, prunkvoll eingerichtet gewesen. Der Weg zum Herrenhause ist gefährlich, besonders jetzt, wo der Frost aus der Erde kommt. Neulich wollte ich die Straße überschreiten, dabei versank ich bis an die Knie, 3 Kameraden zogen mich unter dem Jubel der anderen aus der Versumpfung. — Das Herrenhause ist ganz neugebaut, aber arg zerstört und soweit man aus den spärlichen Leberresten schliefen kann, prunkvoll eingerichtet gewesen. Hier verleben wir den Tag als Vorpostenreferde ganz gemächlich, ein jeder nach seiner Art. In eigenartigen Situationen mit den wunderbaren Gliederperrenlungen entschiehen hier die Briefe an die Lieben daheim. O könnten sie dieses emsige Schreiben manchmal sehen, sie würden sich beim Anblicke lugeln vor Lachen, vielleicht auch vor Freude weinen über solche Liebe, die keine Mühe scheut, der keine Anstrengung zu groß ist, um den Lieben Freude zu bereiten.

Zum Herrenhause gehört ein Teich. An ihm steht ein Kamerad und wäscht sich seine schmutzigen Stiefel ab, weiter unten einer sein Gesicht, dort aber, wo der Teich abfließt, dockt ein dritter das Wasser zu seinem Kaffee. Polnische Wirtschaft. Am Teichrande sieht man noch ein anderes Bild der Gemütszeit. Kameraden bis zu den verschiedensten Körperteilen kelleidet oder entkleeidet durchsuchen ihre Sachen. Und beim Durchsuchen der Sachen sieht man auch ein Schred. „2 Stück nur“, sagt freudestrahlend der eine. „Wieder ein Dugend“, klagt ein anderer. Wer aber sich frohgt, daß er keiner dieser kleinen Liebewesen gefunden hat, wird für einen Dignier gehalten.

Denn bei uns in Polen hier, gibt es allerorten Tier. Nimmt ein Bild man von der Wand, hat man Wanzen in der Hand und der Frosch, der muntere Fiesel, leberall ist er zur Stell. Schlimmer doch man dann dran ist, wenn die Laus sich eingeknist. Dieses kleine Wandertier hat der Tugendbar so viel, hängt an seinem Wirte sehr, und des Menschen edlen Saft saugt sie auf mit großer Kraft. Gines nur fehlt ihrem Sinn, es fehlt ihr an Disziplin. Sie quält den gemeinen Mann, wagt an Offizier sich ran. Dieses liebe Tierchen nun wird gehaßt ob solchen Tuns. Gifrig wird nach ihm gesucht, Tag und Nacht es auch verflucht, hat gefunden man es dann, An das Leben geht's ihm ran, Imlichen beiden Dammern gleich.

Zwischen den Schlachten.

Kriegsroman von Otto Eiser.

80) (Nachdruck verboten.)
Jeanne sah schmerzhaft apathisch da. Sie stützte das Haupt in die Hände und starrte in düsterem Schweigen zu Boden. Nur zuweilen zuckte sie zusammen, wenn aus der Ferne ein Donnerton herüberklang. Wie gern hätte sie mit im Kampfe gekämpft! Wie gern eine zweite Jeanne d'Arc ihre Landsleute zum Siege geführt! Aber hier sah sie in seliger Sicherheit, hinter starken Mauern und lauschte dem gewaltigen Konzert des Krieges in dumpfer Resignation. Vor ihrer Seele lag das Bild eines anderen Schlachtfeldes auf. Übergossen von dem Gold der Augustmonne lagen Watzburg und die Wälder der Bogen vor ihr. Und aus den Wäldern brach eine grüne Jägergarde hervor und eilte im Sturmschritt über das sonnengoldüberstrahlte Feld. Allen voran die schlanke Gestalt eines Offiziers! Sie sah sein blaues Auge im roten Kampfesmut blitzen! Sie sah, wie er seine Leute anfeuernd, den Säbel schwingend! Sie sah, wie er mit gewaltigem Satz die Mauer übersprang und sich auf den Gegner warf! Dann umhüllten Nebel das sonnenglänzende Bild, das nichts von den Schrecknissen eines blutigen Kampfes an sich hatte. Dunkle Nacht schien sich niedersinken. Aus hundert Feuerlöcher zuckten die Flammen. Krachend schlugen die Granaten in die Dächer feindlicher Häuser. Rauchwolken stiegen auf, und blutige Rote zuckte zum Himmel auf. Blötzlich erblickte sie ein bleiches Gesicht! Zu ihren Füßen lag die Gestalt des jungen Jägeroffiziers. Aus einer furchtbaren Brustwunde tropfte das Blut! Schmerzhafte suchte es in seinem fahlen Antlitz! Seine halbverlorenen Augen waren in entsetzlicher Starrheit auf sie gerichtet.
Schauernd vor den Bildern ihrer erbligten Phantasie verdrang Jeanne ihr Gesicht. Da krachte es in unmittelbarer Nähe des Turmes und lautes Geschrei, Hurra und Kommandoworte ertönten. Herr de Barmentier

eilte auf die Plattform. Nach wenigen Minuten kam er zurück.

„Das ist das Ende!“ sagte er tiefatmend, während eine kalte Blässe seine Wangen überzog. Eine Abteilung Breußen hat das Schloß umgeben und bringt jetzt von dieser Seite in den Park. Eine kleine Schar der Unfrigen hat sich ihnen entgegengeworfen — es ist ein nutzloser Kampf der Verzweiflung...“

Jeanne sprang empor. Die Witten ihrer Mutter hielten sie nicht zurück. Sie eilte auf die Plattform des Turmes. Was sie glaubte, es war zur Wahrheit geworden. Dort an der Mauer des Parkes rangen Mann gegen Mann französische Fronttruppen, Nationalgardien und Chasseurs mit preussischen Jägern, die die Mauer übersprungen hatten und mit gefülltem Bajonett auf die Gegner eindringen. Die Franzosen hielten sich an diesem Punkte heldenmütig. Ein junger Reiteroffizier feuerte sie immer und immer wieder zum Kampfe an und stürzte sich selbst in das dichteste Gewühl. Es war Viktor Doffel! Jeanne presste die Hände auf das willkührende Herz. So hatte sie ihn erblicken wollen — so allein hätte er, wenn auch nicht ihr Herz, so doch ihre Hand erringen können!

Eine neue Schar Breußen drang in das von ihnen gedönnerte Tor. Jeanne vermochte einen Schrei nicht zu unterdrücken. Dann stürzte sie nieder an die Brustung der Plattform und verdrang das Antlitz in die Arme. Nein — nein — sie wollte nichts mehr sehen! — Sie hatte ihn wiedergesehen — ihn, den sie so grenzenlos liebte, in dessen Armen sie zusammengefunken war, als sie zu sterben glaubte, in dessen Augen sie im Schwinden ihrer Sinne noch das höchste Glück, die höchste Seligkeit der Liebe gefunden hatte!

Nein — nein! Sie wollte ihn nicht wiedersehen! Welch unseliges Gesicht hatte ihn abermals ihr entgegengeführt! Welch furchtbarer Zufall machte sie ebenmals zur Augenzeugin des Kampfes zwischen ihm und ihren Landsleuten! War es die Strafe des Himmels für ihre verräterische Liebe zu dem Feinde ihres Vaterlandes? — Sollte sie sich selbst nicht tödlich, stündlich wiederholt, daß

sie diese verbrecherische Liebe aus ihrem Herzen reißen mußte? War es nötig, daß das Schicksal in höhnischer Grausamkeit das Verbrechen ihrer Liebe stets von neuem ihren schmerzenden Augen zeigte? Ah, wäre sie doch damals in seinen Armen gestorben!

„Wahst du nicht wieder hinuntergehen, Jeanne?“ flüsterte ihr Vater ihr zu, in der Meinung, der Anblick des furchtbaren Kampfes habe sie so erschüttert. „Es ist bald zu Ende — die Unfrigen müssen unterliegen.“ Jeanne raffte sich auf. Sie wollte nicht schwach sein. Sie wollte den letzten Kampf der Jüngern leben, sie wollte ihnen zurufen, lieber zu sterben, als zu fliehen, sie wollte sich selbst in das Gefecht stürzen, mit ihnen sterben, mit ihnen, mit dem Vaterlande untergehen!

„Wahst du nicht wieder hinuntergehen?“
„Dort hinunter, Vater! In den Kampf!“
„Du bist wahnsinnig!“ Er hielt sie fast mit Gewalt fest, die mit glühenden Augen in das Gewühl des Kampfes hineinstarrte und da stand, gleich einer Pantherin, die sich auf ihren Feind stürzen will.

Weiter und weiter wurden die Franzosen in den Park zurückgedrängt. Ihre Reihen bedeckten ringsum das zerstörte Schloßfeld. Ein Teil von ihnen wandte sich zur Flucht, ein anderer focht mit dem Mut der Verzweiflung gegen die preussischen Jäger. Jeanne erkannte Viktor — erkannte Axel! Sie standen sich gegenüber, sie erhoben die Waffen gegeneinander — da drängten sich andere zwischen sie und die Wogen des Gefechtes trennten sie.

Blötzlich erblickten die Franzosen unerhoffte Unterstützung. Ein Trupp Nationalgardien schloßte elr-Mitrailleuse herbei. Rasch war sie gerichtet, und prasselnd schlugen die Geschosse in die anstürmenden Haufen der Jäger, welche einen Augenblick zurückdrückten. Aber nun einen Augenblick! Dann schlossen sich ihre Reihen wieder. Die Offiziere voran mit donnerndem Hurra, so stürzten sie sich auf die Mitrailleuse, um die sich der Rest der Verteidiger zusammengedrängte.

(Fortsetzung folgt.)